

munda

Andreas Pritzker

**Die Anfechtungen
des Juan Zinniker**

Roman

munda

Der Autor dankt Pedro Zimmermann für seine wertvollen kritischen Anregungen, die bei der Überarbeitung des Textes eingeflossen sind.

Umschlagbild: Marthi Pritzker-Ehrlich

Veröffentlichung durch den
munda-Verlag, 5200 Brugg, Schweiz
(www.munda.ch)

Herstellung durch
Books on Demand GmbH, 22848 Norderstedt, Deutschland
(www.bod.de)

© 2007 Andreas Pritzker

ISBN 978-3-9523161-2-2

Dem Vulkan Ätna den Puls fühlen

Catania. – Ende 2002 spuckte der Ätna auf Sizilien zum wiederholten Mal Feuer und Asche. Italienische Forscher fühlten ihm dabei den Puls. Mittels der seismischen Tomographie stellten sie das Innenleben des Vulkans vor und während des Ausbruchs dar, etwas, was noch nie zuvor gemacht wurde. Die Forscher konnten zeigen, wie gasreiches und damit hochexplosives Magma wenige Monate vor dem Ausbruch im Vulkan hochstieg. Sie glauben, dass ihre Methode zur besseren Überwachung von Vulkanen verwendet werden könnte.

Science, Bd. 313 (2002), S. 821



1

Der Feuerberg lag träge in der Mittagssonne am Rand der Insel ausgestreckt, ein von der eigenen Glut angesengter Koloss, unverrückbar und ewig, scheinbar gelassen und gleichgültig, in Wirklichkeit unberechenbar und in seiner plötzlich aufflammenden Wut bedrohlich. Sein Anblick schlug Juan sogleich wieder in Bann, sank tief in ihn hinab und verband sich mit ähnlichen Eindrücken, die eine Saite seiner Seele auf immer zum Schwingen gebracht hatten.

Nach der Landung hatte Juan ein paar Stunden Zeit. Er lief zielgerichtet durch den Touristenmarkt in der modrigen Altstadt von Catania und gelangte zu den Künstlerständen. Farbenfreudige Gemälde zogen seinen Blick an, der Berg im Licht aller Tages- und Jahreszeiten, unter dramatischen Himmeln und eingebettet in grelle Landschaften. Er sammelte den Vulkanen gewidmete Kunst. Seine Sammlung wurde immer umfangreicher, er hatte schon daran gedacht, seiner Heimatstadt damit ein Museum zu stiften. Doch heute vermochte keines der Gemälde auch nur annähernd das Erlebnis einzufangen, das sich ihm beim Blick aus dem Flugzeug eingeprägt hatte. Dazu gehört mehr als oberflächliche Pinselei, dachte er. Über solche Bilder würden die Museumsbesucher bestenfalls milde lächeln.

Juan empfand selten Respekt, aber den Vulkanen näherte er sich mit Ehrfurcht. Und gleichzeitig trieb ihn das Verlangen, sie bis ins Letzte zu ergründen und berechenbar zu machen. In einem Augenblick der Unachtsamkeit hatte er dies Danielle anvertraut. Sie hatte ihn sogleich kritisiert. Er plane, sogar die Naturgewalt zu unterjochen, und solches komme ihr frevelhaft vor. Er hatte sich schnell und laut herausgeredet. Wenn er beabsichtige, die Vulkane zu

zähmen, dann doch nur, um den ihrer Zerstörungswut ausgelieferten Menschen etwas Sicherheit zu bieten. Danielle hatte nichts erwidert. Es war deutlich gewesen, dass sie ihm die Klarstellung nicht abnahm, sich aber deswegen nicht in ein Wortgefecht einlassen wollte.

Ihr Vorwurf hatte ihn verärgert. Er erinnerte ihn an all die unverschämten Zerrbilder, die seine Kritiker von ihm anfertigten. Was immer er unternahm, wurde zu seinem Nachteil ausgelegt. Er beschloss, Gegensteuer zu geben und der Öffentlichkeit seine menschenfreundliche Absicht kundzutun. Sie sollte in den Archiven, die heute im Internet allen zugänglich waren, protokolliert stehen – als Gegengewicht auf der Waage, auf der seine Kritiker alles, was gegen ihn sprach, fleissig aufstapelten. Die Kritiker würde es zwar nicht beeindrucken, sie hatten das Bild, das sie sich von ihm machten, in Bronze gegossen. Die Öffentlichkeit hingegen liess sich beeinflussen, es war aufwändig, aber machbar. Er beschloss, seine Werbeabteilung damit zu beauftragen.

Es war die unterirdische, sich immer deutlicher manifestierende Unruhe, die Juan hierher gelockt hatte. Das vulkanologische Institut der Universität von Catania bewachte das unheilvolle Wesen vor seiner Stadt argwöhnisch, registrierte noch die kleinsten seiner Zuckungen und hatte die Warnung verbreitet, dass in den nächsten Wochen mit einem Ausbruch zu rechnen sei. Juan musste die Prognose nicht erst aus der Presse erfahren. Ihn setzte der Direktor persönlich ins Bild, ein ungewöhnliches Vorgehen, denn das Institut beanspruchte alle Untersuchungen am Vulkan für sich. Doch Juan hatte vor Jahren in Catania den Berg studiert, indogermanisch Aidhna – der die Eigenschaft hat zu brennen – und dabei selbst Feuer gefangen. Ent-

flammt vom Wunsch, in der Welt der Vulkane etwas zu bewirken, hatte er seine Lehrer am Institut beeindruckt. Seither setzten sie grosse Hoffnungen in ihn.

Die Stadt befand sich in Unruhe. Juan bemerkte die an den Kiosken hängenden, in fettem Schwarz gedruckten, mit Lust formulierten Schlagzeilen. Sie schleuderten den Menschen auf diesem heissen und unsicheren Boden die schlechte Nachricht ins Gesicht und riefen Benommenheit, Enttäuschung, Hass auf die unbarmherzige Natur hervor. Wann und wo der Ausbruch stattfinden und wie heftig er sein würde liess sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Behörden empfahlen daher den Anwohnern achselzuckend, sich am besten sogleich in Sicherheit zu bringen. Sie ernteten nur Flüche. Die Menschen weigerten sich, ihr alltägliches Dasein auf Zusehen hin zu verlassen. Sie hatten sich darin eingesponnen, klebten fest, für eine Ablösung fehlte ihnen die Kraft. Da wandten sie sich lieber religiösen Ritualen zu, hielten Prozessionen ab, besprengten die Erde mit Weihwasser und verbrannten Weihrauch.

Juan stand mit Claudio Dorata an einem Fenster seiner Hotelsuite, sah die Menschen unten auf der Strasse hinter dem Priester und seinen Ministranten vorbeiziehen, betrachtete ihre klassischen ergebenen Mienen und lächelte über die Kinder, die den feierlichen Vorgang störten und dafür locker aus dem Handgelenk geschwungene Ohrfeigen abbekamen. Claudio sagte, er verspüre winzige Schuldgefühle, wenn er die schwarz gekleideten und gekrümmten alten Frauen sehe, die in den Prozessionen als hoffnungslose Gestalten mittrippelten. Ihre leidvollen Mienen klagten ihn stumm an, die nahende Katastrophe für sich zu nutzen. Hier ging die Welt unter, und er habe nur seine Forschung im Sinn.

Juan erwiderte, die Welt bewege sich so, wie sie wolle,

da sie beide über solch schicksalhafte Abläufe keine Macht besäßen, sei Gleichgültigkeit erlaubt. Der Anklage hielt er entgegen, dass sie immerhin etwas unternähmen. Mit dieser Expedition könnten sie ihre langwierige, oft in die Irre führende Forschung entscheidend vorantreiben und mit etwas Glück zu einem guten Ende bringen.

„Ihr werdet die eigentlichen Nutzniesser sein, oder wenigstens eure Nachkommen“, rief er den Menschen in der Prozession zu.

Er redete sich ein, dass diesmal nichts mehr misslingen konnte. Sie hatten alles vorhandene Wissen über den Vulkan gesammelt und eine Gruppe von bewährten Forschern zusammengestellt, empfindliche, streitsüchtige, ehrgeizige Persönlichkeiten, aber brillante Naturwissenschaftler, alle vom selben Ziel beseelt. Eine bessere Startposition gab es nicht mehr. Dies hatte Juan an den Tagen vor der Abreise morgens beim Rasieren seinem Spiegelbild immer wieder beteuert. Und dann hatte er in der Isolation seines Badezimmers laut geschworen, wenn er unter solch günstigen Vorzeichen sein Ziel nicht erreiche, werde er die Vulkanologie aufgeben.

Auf dem Flug wurde ihm klar, dass dies lediglich ein ungeeigneter Versuch gewesen war, sich der Spannung zu entledigen, die an ihm zerrte.

Seit Jahren beschäftigten sich seine Wissenschaftler mit der Konstruktion einer Formel zur präzisen Vorhersage von Vulkanausbrüchen. Unter seiner kritischen Begleitung hatten sie Messgrößen bestimmt, aus denen sich die Entwicklung herleiten lassen sollte. Immer wieder hatten sie ihre Methoden an Vulkanen ausprobiert, die vor einem Ausbruch standen. Falls sich die Formel – die seinen Namen tragen sollte – bewahrheitete, war sein Lebensziel bereits

erreicht. Und dann? Gab es ein Leben nach dem Höhepunkt? Jedenfalls würde er mit grosser Genugtuung den Dank, die Bewunderung und die damit verbundene Zuwendung der Menschen ernten.

Die Berechenbarkeit von Vulkanausbrüchen war ursprünglich als wissenschaftliche Herausforderung an ihn herangetreten. Als reicher Student blieb er von den Plagen des Alltags verschont, und seine vegetativen Nerven störten ihn nur in milder Form, was ihm erlaubte, sich ganz den luftigen Gedankenwelten der Wissenschaft zu widmen. Das hätte für ein Leben ausgereicht, doch kaum hatte er sein Studium beendet, sandte ihn sein Professor nach Catania, und Juan begegnete der wirklichen Welt.

Damals verlor er die Unbeschwertheit seiner Jugend. Es durchströmte ihn ein elementares Mitgefühl. Er bedauerte Menschen, die schwere Lasten schleppten und dabei kaputt gingen, oder solche, die verbittert und ungeliebt auf Parkbänken herumsassen – immer fragte er sich, wie er helfen könne. Als er täglich auf dem Weg ins vulkanologische Institut durch die ärmlichen Quartiere von Catania schritt, kam er dahinter, dass die Armen den Naturkatastrophen am wehrlosesten ausgeliefert waren und vor allen anderen Hilfe verdienten.

Im Lauf seines weiteren Strebens traten diese Eindrücke zurück, sie wurden überdeckt von den Schichten seines Lebens, das sich in anderen Sphären abspielte. Doch die Herausforderung blieb, sie machte sich selbständig und wurde zu einem Leitstern. Eine innere Stimme verschaffte sich trotz angehäuften Erfahrungsschutt immer wieder Gehör, bedrängte ihn und flüsterte ihm zu, die Vulkane seien berechenbar, das Schicksal habe ihn in die Lage versetzt, den Schlüssel zu ihrem Verständnis zu finden, und das sei nun seine Aufgabe, ob es ihm passe oder nicht.

2

Der Tag brach herein und übergoss die Erde mit Helligkeit. Es sah aus, als ziehe jemand gemächlich den blauschwarzen, mit Glitzersternen übersäten Vorhang vom Himmel weg und bringe den Vulkan so vorsichtig ans Licht, dass niemand erschrak.

Ihr Marsch dauerte bereits zwei Stunden. Sie nutzten die Kühle des frühen Sommermorgens. Vor ihnen erstreckte sich das Valle del Bove, und durch den weiten Talkessel schlängelte sich der Weg hinauf zum Gipfel. Hinter ihnen, in der Tiefe, zerfloss das ionische Meer im Dunst. Aus ihm hatte sich träge die Sonne erhoben. Sie hing für kurze Zeit als sattrote, matt leuchtende Scheibe im Gewölk, stieg empor, befreite sich von ihren Schleiern und zauberte einen goldenen Schimmer über die schwarze Vulkanlandschaft. Die Stimmung hier oben war vollkommen ruhig und geklärt, die frische Luft trug eine schwache, schweflige Ausdünstung mit sich. Der Vulkan lauerte reglos, und über seinem Gipfel schwebte eine dünne, von der Sonne gelblich gefärbte Dampfwolke, der kondensierte Atemhauch eines Drachen.

„Juan“, rief Claudio Dorata am Boden kauern, „komm her und schau, was ich gefunden habe.“

„Hier haben vermutlich die Instrumente gestanden“, bemerkte Juan. Er betrachtete versonnen die verwitterten Zementreste zwischen den Lavabrocken, zweifellos Sockel eines früheren Messplatzes, ein Hoffnung erweckendes Zeugnis von langen und bisher vergeblichen menschlichen Anstrengungen, dem Vulkan beizukommen.

Juan rieb nachdenklich seine Stirn trocken. Er geriet leicht ins Schwitzen. Auch er trug einen vollgepackten

Rucksack, wie alle Expeditionsteilnehmer. Keine Frage, er besass Privilegien, bemühte sich jedoch, seine Kollegen nicht zu reizen und beanspruchte sie auf Expeditionen niemals.

„Zehn Minuten Pause“, ordnete Claudio an. Sie legten ihre Rucksäcke ab. Erneut sprangen Juan die grossen, darauf geklebten Buchstaben in die Augen. Sie formten in gelber Leuchtfarbe auf blauem Grund den Namen Zinniker. Sein Name. Und der Name seines Konzerns. Er bestieg den brennenden und verbrannten Berg als Vulkanologe, nicht als Erbe und Präsident des Zinniker-Konzerns, aber dieser finanzierte das Unternehmen.

Die zeitraubende Kletterpartie verstimmte ihn. Er befand sich stets in Eile und legte sämtliche Strecken mit Hilfe von schnellen, Zeit gewinnenden Transportmitteln zurück, die für Menschen wie ihn entwickelt worden waren. Zur Wahl des langsamen Weges hatte er sich nicht äussern können. Die übrigen Expeditionsteilnehmer hatten sich in Neapel versammelt, es bedauert, dass er aus Termingründen nicht dabei sein konnte, und einstimmig den Fussmarsch beschlossen.

Er weilte zur selben Zeit in Washington und verhandelte über eine Lieferung von Dieselmotoren an die amerikanische Marine. Während seine Ingenieure mit dem zuständigen Konteradmiral über technische Details fochten, vertiefte er sich gelangweilt in den Anblick der rosafarben blühenden Kirschbäume vor den Fenstern des spartanischen Sitzungszimmers. Als er von der Abstimmung in Neapel erfuhr, fügte er sich. Er redete sich ein, wer mit Macht wirklich umgehen könne, wende sie nur selten an, und tröstete sich damit, dass er das Bild der Kirschblüten genossen hatte. Sie hatten ihn an zarte Dessous erinnert, passend zu weicher, sahneweisser Haut.

Der Direktor des vulkanologischen Instituts in Catania hatte dafür gesorgt, dass das gesamte Gelände militärisch gesperrt wurde, und bot seinem ehemaligen Studenten hilfsbereit an: „Die Seilbahn gehört Ihnen, Juan, fahren Sie damit herum, soviel Sie wollen.“ Aber als Juan versuchte, auf diese Weise den Fussmarsch abzuwenden, erntete er bloss ein geringschätziges Lächeln.

„Keine Rede davon, dass die Kollegen von Catania dies für uns tun“, winkte Claudio ab. „Sie brauchen selbst freie Bahn zum Gipfel, sobald das Feuerwerk losgeht. Wenn wir die Bahn benützen, können sie uns besser ausspionieren. Wir bleiben dabei und marschieren.“

Juan ging darüber hinweg. Er erwähnte die Angelegenheit bei einem Mittagessen mit Mitgliedern der Konzernleitung, jemand liess seine Beziehungen spielen, und die italienische Armee kündigte an, sie werde ihnen für die Expedition ein paar Geländefahrzeuge zur Verfügung stellen. Für einmal eine angenehme Überraschung, sagte sich Juan erfreut und ermahnte die Teilnehmer der Expedition beim nächsten Treffen in Neapel: „Hört zu, die Höflichkeit verbietet uns, ein solches Angebot auszuschlagen.“ Doch seine pazifistischen Forscher schrien, unter keinen Umständen würden sie für ihre wissenschaftliche Arbeit je eine Kriegsmaschine benützen.

Juan erkannte, dass seine Kollegen ihre Meinung nicht mehr änderten. Er spürte die kleine Stichelei, die ihm galt, aber bitte, es handelte sich um angesehene Wissenschaftler, er war auf sie angewiesen und vermochte ihnen seinen Willen nur beschränkt aufzuzwingen. Also fluchte er laut und lange in der Stille seines Präsidentenbüros. Dann sandte er dem zuständigen sizilianischen General sowie dem Ministerium für Verteidigung einen Brief auf dem pompösen Papier des Vorsitzenden der Konzernleitung, verfasst von

einer italienischen Juristin aus der Rechtsabteilung, die seinen Dank für das Angebot sowie die Entschuldigung dafür, dass er es nicht annehmen konnte, in wohlklingende Floskeln verpackte.

Juan blieb stehen und betrachtete seine sechs Naturforscher im steinigen Gelände. Der Aufstieg bereitete ihnen keine Mühe, sie bewegten sich leicht und gewandt wie Bergziegen, benahmen sich übermütig und warfen einander witzige Bemerkungen zu. Alle lachten mit, alle kamen dran, nur ihn liessen sie aus. Stets dauerte es einige Zeit, bis sie ihn als ihresgleichen behandelten.

Sein Blick blieb an Susan Lee haften, der Spezialistin für Geomagnetismus, von Claudio eigens für diese Expedition angestellt, als erste Frau in seiner Gruppe, noch dazu jung und begehrenswert. „Wenn das nur gut geht“, hatte Juan gemahnt. Susan verhielt sich anfänglich spröde, verweigerte den Blickkontakt, beantwortete Fragen einsilbig und setzte sich in der Mensa der Universität Neapel stets abseits. Die Männer grinsten, was Juan peinlich berührte. Als sie jedoch begannen, das wissenschaftliche Programm der Expedition festzulegen, verschaffte Susan sich mit ihrem Fachwissen Respekt. Und als die junge Frau gewahrte, dass sie damit die Kollegen in Schach halten konnte, taute sie auf.

Sie bemerkte seinen Blick und strahlte ihn mit ihrem hübschen kleinen Gesicht unbefangen an. Balsam träufelte auf eine frische Wunde. Gestern Abend hatte er sie zum ersten Mal umworben und eine schmerzhaft Niederlage einstecken müssen.

Sie sassen alle vor einer Hafenkneipe in Catania, umweht vom Geruch der in Olivenöl gebratenen Fische. Die Sterne funkelten und spiegelten sich in den auf dem Tisch

stehenden Windlichtern. Die Vulkanologen pflückten systematisch eine überbordende Platte von Meeresfrüchten leer. Juan bemühte sich um das Mädchen. Er wollte sie dazu bringen, von sich zu erzählen. Er höre den Frauen zu und gebe ihnen das Gefühl, ernst genommen zu werden, hatte seine Ärztin einst diagnostiziert. Doch heute fehlte ihm die Überzeugungskraft. Und weil er es nicht leiden konnte, wie Susan ihn immer wieder prüfend aus den Augenwinkeln beobachtete, entlud sich sein Ärger in einer scharfen Bemerkung gegen Garond, den französischen Geochemiker, worauf Susan ihre ganze Aufmerksamkeit diesem schenkte. Garond blühte auf und begann, den malerischen Friedhof von Langustenpanzern, Muschelschalen und ausgedrückten Zitronen mit einem öden Monolog über den südpazifischen Vulkanismus zu entweihen. Die anderen sassen satt und friedfertig um den Tisch, während Juan gewalttätige Gefühle niederkämpfen musste.

Kein Zweifel, Susan Lee versetzte etwas in ihm in Schwingungen. Beim Abmarsch morgens um vier wurde sein Verlangen von neuem angestachelt. Sie standen im Scheinwerferlicht des Autobus, der sie bis zum Dorf Fornazzo gefahren hatte. In ihrer sportlich-lockeren Kleidung sah Susan höchst gefällig aus, mit ihrem noch ein wenig verschlafenen Gesicht fand Juan sie ganz besonders reizend, und als sie sich nach dem Rucksack bückte, erhaschte er einen Blick auf ihre Brüste. Aus der Dunkelheit attackierte ihn hinterhältig sogleich eine wilde Lust, das Mädchen zu packen und in die Büsche zu zerren. Freilich gab es da, wo sie standen, keine Büsche, und zudem befahl Claudio den Abmarsch.

Ein unaufhaltsamer Prozess war in Gang gesetzt worden, der erst enden würde, wenn Juan mit ihr geschlafen hatte. Und wieder fiel ihm Aarons Frage ein: „Warum musst

du immer wieder neue Frauen erobern? Du hast doch bereits eine Anzahl von soliden Beziehungen. Ich kritisiere dich nicht, ich möchte nur den Grund wissen.“

Juan hatte leichthin erwidert: „Es sind die Hormone. Das ist die Natur des Mannes.“ Und er hatte gesehen, wie Zweifel sich auf Aarons Gesicht ausbreitete. Aaron war seit vierzig Jahren glücklich verheiratet. Nun, das war sein Leben. Und er hatte zugefügt: „Ich kann doch nichts dafür, dass ich bin wie ich bin“, und wusste genau, er konnte sehr wohl etwas dafür, denn gerade so wollte er sein. Keinem sollte einfallen, von Juan Skrupel oder gar Beherrschung zu erwarten. Beherrschung betrachtete er als antiquierte Eigenschaft, nicht geeignet für unsere Zeit.

Da er am folgenden Morgen bereits wieder abreisen musste, blieb ihm nur wenig Zeit, um Susan von der Notwendigkeit des alten rhythmischen Spiels zu überzeugen.

Am frühen Nachmittag erreichte die Expedition ihren Bestimmungsort, ein totes, schwarzes Lavafeld unterhalb des Hauptkraters Voràgina grande. Weiter bergauf lag nur noch eine sulzige Schneedecke. Wie ein schmutziger Kragen umschloss sie den Gipfel des Vulkans. Ein Kragen ohne Kopf, dachte Juan, Vulkane sind Bauchwesen. Ob dieser Vorstellung lächelte er befriedigt in sich hinein.

Auf dreitausend Metern umspielte sie dünne, prickelnd kalte Luft. Claudio Dorata stand mitten unter ihnen, mager, nervös, mit spitzem Gesicht, und brüllte Anweisungen. Von Anfang an hatte Juan ihm die Leitung der Zinniker-Expeditionen überlassen. Claudio war herrschsüchtig und aufbrausend, aber in organisatorischen Belangen unübertroffen. Er sah sich um, wusste bereits, wie das Lager aussehen musste und befahl: „Die Schlafsäcke in jene windgeschützte Mulde, dort kommen auch die Zelte hin.“

Die Kochstelle ist hier, prüft gut, wo ihr die Instrumente aufstellen wollt. Du kochst Kaffee, Garond, und jemand soll unserm Don Juan ein Stühlchen aufstellen, damit er endlich seine Börsenberichte studieren kann.“

Garond rief: „Hör sofort auf mit diesem Kommandoton, oder ich setze mich hin und tue gar nichts mehr.“

Claudio schrie zurück: „Verfluchte Scheisse, du hast anscheinend noch nicht gemerkt, wer hier den Ton angibt, also damit du es weisst, ich leite die Expedition und du tust, was ich sage, oder du kannst sogleich verschwinden.“

Ein neapolitanischer Vulkanausbruch. Wenn die Rede auf Neapel kam, leuchteten die Gesichter der Doratas vor Stolz, aus dieser gewalttätigen Stadt zu stammen – auch wenn Luciana behauptete, sie könne sich dort nicht mehr blicken lassen, seit sie nackt für ein Männermagazin posiert hatte. Juan bezweifelte dies, ebenso wie er damals das Gerücht in den Wind schlug, die Doratas seien mit dem organisierten Verbrechen liiert.

Garond erbleichte, alle starrten Claudio sprachlos an, dann blickten sie alle zu Juan hin. Der wandte sich ab, als hätte er nichts gehört. Geschieht Garond recht, freute er sich, das gehört ihm dafür, dass er sich gestern zwischen mich und mein künftiges Liebchen drängte.

Sie richteten das Lager ein und markierten einen Landeplatz für den Helikopter, der am Nachmittag die wissenschaftlichen Instrumente von Catania herauffliegen sollte.

3

Neulich hatte Claudio damit angefangen, ihn öffentlich Don Juan zu nennen. Juan ärgerte sich, dass nun auch sein Freund ihn mit diesem Klischee belästigte. Alle Welt tat es bereits, er stand im Rampenlicht, das Publikum war eingeladen, die Flagge der Moral zu hissen und sich kritisch über ihn zu äussern. Regelmässig veröffentlichte die Presse heimlich geschossene Fotos von ihm und einer auffälligen Frau an seiner Seite, hinreissend schön oder geheimnisvoll exotisch oder sonstwie attraktiv. Sie dichteten ihm zahlreiche Liebschaften an, mehr als es in Wirklichkeit waren. Vielleicht störte es Claudio, dass eine dieser Affären seine Schwester betraf. Juan wusste es nicht. Sobald er Luciana erwähnte, wurde Claudio schweigsam.

Zahlreiche Liebschaften? Ach was, er hatte sich einschlägige Statistiken besorgt. Sie wiesen nach, dass er das Mass des sportlichen und ungebundenen Mannes seines Alters kaum übertraf. Trotzdem war er verschrien. Neid und Scheinheiligkeit, rief er aus, wenn er in der Pressemappe, die seine Werbeabteilung zusammenstellte, ein ihn persönlich betreffendes Geschreibsel fand. Na schön, hätte er den Moralpolitikern ruhig und sogar gekränkt entgegenen können, seht genau her. Meine Beziehung mit Luciana Dorata, dem italienischen Star-Fotomodell, mag zwar nicht legalisiert und alles andere als monogam sein, aber wenn ihr sie mit der Lebensdauer gutgläubig gekitteter und dennoch zerfallender moderner Ehen vergleicht, ist sie geradezu beständig.

Vor genau fünf Jahren, ebenfalls im Sommer, ebenfalls in Italien, noch dazu auf einem Vulkan, waren sie sich zum ersten Mal begegnet. Das Mädchen hielt nichts von Planung und handelte vollkommen spontan. Schön, naiv und

mutig geriet sie immer wieder in missliche Lagen, aus der sie jemand befreien musste, früher Claudio, später Juan. Kurz zuvor hatte er Claudio als Leiter seiner Gruppe von Vulkanologen angestellt. Ihre erste Expedition diente dem Zweck, die Dauertätigkeit des Stromboli-Vulkans auszumessen. Sie unternahmen sie in der Hoffnung, ihre neue Hypothese über den Vulkanismus bestätigt zu finden. Alles erwies sich als falsch. Ihre Vorstellungen waren noch nicht ausgereift.

Sie hatten in sicherer Entfernung vom Krater ein Lager eingerichtet, mit Schlafzelten und einer Kochstelle, ein normales Zeltlager, wäre nicht der königliche Baldachin gewesen, unter dem ihre fabrikneuen Instrumente standen. Der Vulkan grollte drohend und schleuderte mit dem ihm eigenen Rhythmus glühende Schlacke in den azurblauen Himmel. Dieser Vorgang lief seit Menschengedenken so ab und hatte für die beiden jungen Vulkanologen etwas Erhabenes. Die Nachmittagssonne brannte heiss auf sie nieder, zeitlos wie der Vulkan trocknete sie alles aus, alles verkrustete unter ihren sengenden Strahlen, doch die Forscher interessierten sich nur für die Glut des Vulkans und arbeiteten aufgeregt an den Geräten. Da platzte Luciana herein, verschwitzt und staubbedeckt. Der Touristenjeep, den sie gemietet hatte, lag ein paar Kilometer weiter unten im Strassengraben, angeblich hatte sie einem Tier ausweichen müssen.

Claudio starrte sie entgeistert an. Sie trug einen zerknitterten Safari-Anzug und einen breitrandigen Hut, unter dem sie fröhlich hervorblickte, obschon ihr die Anstrengung zusetzte. Was für eine lebenssprühende Schönheit, dachte Juan und zischte neidisch durch die Zähne, als sie auf den abweisenden Claudio zustürzte und ihm lachend um den Hals fiel. Claudio hatte Juan noch nichts von seiner Schwes-

ter erzählt, benahm sich unsicher und zögerte, sie Juan vorzustellen. Juan hatte keine Lust zu warten und erledigte das selbst. Sie lächelte scheu und blinzelte heftig mit ihren schwarzen Augen. Da wurde ihm klar, dass sich über sie beide bereits ein verstrickendes Netz gesenkt hatte.

Und nun machte er sich daran, die junge Vulkanologin zu erobern. Er durfte annehmen, dass ihm dies gelingen würde, und er gab zu, dass der Erfolg nicht ihm gehörte, sondern der verbreiteten sexuellen Freizügigkeit. Zwei Menschen lernen sich kennen, finden aneinander Gefallen, wer hätte gedacht, dass man so gut zusammen passen kann, es keimt der Wunsch nach Durchdringung, der trübe Alltag erstrahlt plötzlich in leuchtenden Farben, ein frischer Wind weht den Mief fort, der im Zickzack verlaufende Lebensweg besitzt wieder einmal eine klare Richtung, und man schläft miteinander. Juan befürwortete diese Entwicklung.

„Wenn es etwas gibt, das natürlich abläuft, dann dies, ich kann daran nichts Schlechtes erkennen“, hatte er Aaron gegenüber argumentiert, der dabei seinen alten Kopf schüttelte. „Nur dass sich in meinem Fall alles in der Öffentlichkeit abspielt, empfinde ich als widerwärtig.“

Ein illustriertes Massenblatt hatte unlängst geschnattert, Juan Zinniker, neununddreissig, ist reich, erfolgreich im Geschäftsleben und aktiv in der Wissenschaft, er sieht blendend aus (schrieb die Redaktorin) und scheint aus jenem Stoff zu sein, der Frauen magnetisch anzieht. Sein markant geschnittenes Gesicht prangte auf dem Titelblatt. Im Innern widmeten sie ihm eine Doppelseite mit Bildern: Präsident Zinniker mit Anwalt Südfeld und Finanzchef Gessner an der Bilanzpressekonferenz; Dr. Juan Zinniker und Dr. Claudio Dorata in Tropenanzügen und mit ernsten Mienen am Rand des Niragongo-Kraters; Juan Zinniker braungebrannt,

schlank und kräftig in Badehosen und mit Surfbrett, flankiert von zwei herzlich lachenden Hawaiianerinnen am Strand von Waikiki; Juan Zinniker, wie er einer Asiatin beim Skifahren in Aspen nachfährt; Juan Zinniker als Begleiter der kühl wirkenden Nachwuchsschauspielerin Danielle Schur bei einem Premieren-Apero; und irgendwo dazwischen geschoben Juan als Knäblein, eingerahmt von seinen jungen, schönen, reichen Eltern, die so zurückhaltend lächeln, wie es zu früh Verstorbenen passt.

Jemand, der es zweifellos gut mit Juan meinte, legte Aaron Südfeld den Artikel auf den Tisch. Der alte Moralist bestellte Juan zu sich. Seit einiger Zeit hatte er davon gesprochen, Juan müsse mit neununddreissig Jahren nun endlich an Heirat denken. Der Konzern brauche einen Erben.

„Ich habe keine Frau im Auge, die für eine Heirat geeignet wäre“, hatte Juan geantwortet. Er hatte jeden Gedanken an eine Ehe weit von sich gewiesen, seit seine Braut, nachdem er Konzernchef geworden war, ihre Verlobung aufgelöst hatte.

„Ach was. Bitte eine deiner Geliebten um ihre Hand. Jene, von denen du mir erzählt hast, sind alle geeignet.“

„Zugegeben. Und damit habe ich die Qual der Wahl.“

Damit war die Angelegenheit fürs Erste auf Eis gelegt. Doch Juan war klar, der alte Mentor würde nicht aufgeben.

Diesmal war Aaron sehr verärgert.

„Und was geschieht, wenn deine Freundinnen dies lesen? Sie geben dir den Laufpass, und die Heirat verzögert sich noch weiter.“

„Wer sich mit mir einlässt, weiss wozu“, entgegnete Juan. „Verführen lässt sich nur, wer verführt werden will“, rief er mit Überzeugung aus. Vergeblich, denn Aaron hörte nicht mehr zu.

4

Die Idee zur Beschriftung der Rucksäcke stammte nicht von ihm, er hätte niemals an so etwas gedacht. Als die Konzernleitung darüber beriet – und sie berieten über jede Expedition, die ihr junger Präsident unternahm – sträubte er sich entschieden dagegen. Doch ausgerechnet sein väterlicher Freund und Mentor, Dr. Aaron Südfeld, bestand darauf. Die rührige Werbeabteilung hatte ihn wochenlang mit überzeugend klingenden Memoranden bombardiert. Anstandshalber sandten sie Juan Kopien davon. Er liess ihnen ausrichten, dass ihre Bittschriften im Papierkorb landeten und sie dabei waren, sich sein Wohlwollen zu verschmerzen. Zur Konzernleitung bemerkte er gereizt: „Macht was ihr wollt, ich bin nicht bereit, als Reklametafel herumzulaufen, Zinniker-Erbe hin oder her.“

Sie nickten mit ihren grauen Häuptern, er dachte schon, fein, die Sache ist ausgestanden, und wollte zum nächsten Punkt der Tagesordnung übergehen, doch Finanzchef Gessner erklärte grinsend, es gebe keinen Ausweg, die Expedition müsse als Werbung abgebucht werden, sonst könne Juan sie nicht von den Steuern abziehen.

Als Konzernchef und Mehrheitsaktionär hätte Juan nein sagen können. Dennoch zögerte er, die Konzernleitung zu brüskieren. Er hatte noch nie ausprobiert, wieviel Macht sie ihm tatsächlich zugestanden. Die Männer um den Tisch waren ihm stets eine Nasenlänge voraus. Er war auf sie angewiesen. Bei allem, was sie ihm freundlich entgegengesetzten, hatten sie recht. Gessner lag genau richtig, denn obschon Juan sein Geld für alle möglichen wohltätigen Zwecke verschleuderte, nützte er doch jede Möglichkeit, um Steuern zu vermeiden.

Am Ende stimmte auch er der Beschriftung zu. Schliesslich finanzierte der Konzern seine Forschungen. Als die Konzernleitung dies vor Jahren beschlossen hatte, waren alle dafür gewesen mit Ausnahme von Generaldirektor Stieber. Dieser hatte argumentiert, er habe nichts gegen vernünftige Risiken, aber der Erfolg bei diesem Unternehmen sei dermassen ungewiss, dass das Geld zum Fenster hinausgeworfen sei. Juan hatte geantwortet, das sei bei jeder ernsthaften Forschung so, darin liege ja gerade die Herausforderung. Es gelang ihm nicht, Stieber zu überzeugen. Der gelernte Kaufmann war der Wissenschaft gegenüber feindselig eingestellt.

Die wissenschaftlichen Instrumente, kostspielige Apparate, hatte Juan in seinem Werk in Mailand fabrizieren lassen, zu dem er besonders enge Beziehungen pflegte – vielleicht weil Italien berühmte Vulkane beherbergte, oder weil er mit den Doratas liiert war.

Unterwegs nach Sizilien hatte Juan in Mailand einige Stunden eingeschaltet. Die Stadt schmorte unter einer stickigen Dunstglocke, und die Luft roch vergiftet, aber das beschäftigte ihn nicht. Er hatte eine Sitzung der Mailänder Geschäftsleitung einberufen. Kaum hatten sich alle gesetzt, stellte er die entscheidende Frage: „Sind Sie bereit, die Fabrikation eines nanotechnischen Sensors aufzunehmen? Es handelt sich um ein abschreckend winziges, aber enorm anwendungsreiches Ding, seine Herstellung verlangt eine Investition von dreizehn Millionen Franken, hören Sie, ich mache Ihnen ein Angebot, beteiligen Sie sich mit sieben Millionen, und der Konzern steuert den Rest bei.“

Sie tagten in einem gekühlten und eleganten Saal mit stiligerechter lombardischer Innenarchitektur. Auf dem ovalen Tisch standen unverrückbar zwei steinerne Aschenbe-

cher. Von der Stromboli-Expedition hatte Juan zwei handliche Lavabrocken mitgebracht und gedacht, setzen wir einen natürlichen Akzent in diese Kunstwelt und stellen die Steine so aus, wie sie sind. Doch der unwirsche Mailänder Werkstattchef rauchte Brissagos, Juan Havannas, sie schätzten sich als Raucher in einer zunehmend von Nichtrauchern beherrschten Szene, und um Juan eine Freude zu bereiten, hatte der Werkstattchef anstelle der für die beiden Stücke vorgesehenen Vitrine aus diesen selbst Aschenbecher angefertigt.

Die Herren erklärten, sie seien von diesem Wundersensor angetan, aber sieben Millionen, nun ja. Dabei zogen sie kummervolle Gesichter, die zu ihren grauen Anzügen passeten. Juan konnte sich denken, was an ihnen nagte. Als erfolgreiche Männer beherrschten sie die englische Sprache, kannten die wechselhaften Prinzipien des Managements und hatten Kurse besucht, aus denen hervorging, dass die Teilnehmer einer Elite angehörten. Sie glaubten, sie hätten die Dinge unter Kontrolle. Aber immer war irgend etwas daran, die Welt auf den Kopf zu stellen, sie mussten damit rechnen, dass das Unternehmen, das mächtige, ungeduldige Aktionäre ihnen anvertraut hatten, durch unabsehbare Einflüsse über Nacht vernichtet würde, Einflüsse, gegen die sie keine Versicherung abschliessen konnten.

Juan kannte das Gefühl. Durch den Untergrund der Wirtschaftswelt liefen verschlungene Fäden und verbanden alles wie das Magma in der Erdkruste – plötzlich brach hier ein Erdbeben aus, dessen Herd zehntausend Kilometer entfernt lag. Der Weg von der Ursache zur Wirkung liess sich immer weniger deutlich erkennen, ein Fabrikbrand in Singapur konnte sein mailändisches Werk zu Fall bringen, ein dreimonatiger Streik in der Automobilindustrie seine spanischen Giessereien endgültig aus dem Markt

werfen, und die trotz aller Orakelsprüche unerwartete Ver-teuerung eines Rohstoffes drängte traditionsreiche schwei-zerische Produkte ins Abseits.

Er erinnerte sich an die Direktoren seines Vaters als be-leibte und zufriedene Zigarrenraucher. In Mailand sassen ihm sportliche Männer gegenüber, einander zum Verwech-seln ähnlich, es konnte schon einmal vorkommen, dass er Dottore Binelli als Ingegnere Germinio und diesen als Sig-nore Ratti ansprach. Alles Nichtraucher, natürlich, mässige Trinker, vorsichtige Esser, in der Freizeit spielten sie Golf, für Kultur hatten sie kaum Zeit, allenfalls besuchten sie auf Drängen ihrer Gattinnen die Mailänder Oper.

Die Herren zierten sich und kamen schliesslich auf den rettenden Gedanken, den Entscheid Juan zu überlassen. Er seufzte lautlos und dachte, warum zum Teufel muss immer ich alles entscheiden, was riskant ist? Ihm fiel ein, dass sein Erzeuger zu verkünden pflegte: „Alle wichtigen Entschei-de hängen ohnehin am Konzernchef, und die Aufgabe sei-ner Direktion besteht nur darin, ihm bei Erfolgen auf die Schultern zu klopfen und bei Gegenwind den Rücken zu stärken.“

Eigenartig, dass Juan noch immer von solchen Geboten zehrte. Sein Vater und Aaron Südfeld hatten sie in Stein gemeisselt und an seinem achtzehnten Geburtstag damit begonnen, sie ihm einzutrichern, nachdem er gerade sei-ne ersten Bücher über die Erdkunde verschlungen hatte und vergeblich versuchte, seine Eltern mit dem Thema zu behelligen. Die Erziehung zum künftigen Firmenchef fand beim sonntäglichen Mittagessen im grossbürgerlichen Spei-sezimmer statt. Juan sah die Szene heute noch vor sich, alte spanische Eichenmöbel, zwei flämische Stillleben in Öl, ge-stärktes Damasttisch Tuch, kostbares Porzellan, das patinier-te Tafelsilber seiner Urgrosseltern, blitzende Kristallgläser

und, bei reichen Schweizern im Allgemeinen keineswegs üblich, delikate zubereitete und reichliche Speisen sowie erlesene Weine.

Nachdem drei Gläser eines Grand Cru Classé seinen Vater in eine existentielle Stimmung versetzt hatten, blickte er Juan mit seinem grossen, glatten Gesicht und seinen ruhigen, blauen Augen an und erklärte: „Merk dir, Juan, erstens, wir beschaffen immer die neueste Produktionstechnik, sofern wir sie allein bezahlen können. Nur ja keine Abhängigkeit von den kleinlichen Bankiers, denn diese Kerle, musst du wissen, spielen so lustvoll mit Geld wie ein Säugling mit seinem Kot. Und zweitens, wir tun alles, um Reserven anzuhäufen, hauptsächlich stille, das Ass im Ärmel des Unternehmers.“

Juan erkannte grinsend, wo sein Vater die Wendung mit dem Säuglingskot aufgeschnappt hatte. Mama hatte aus Langeweile angefangen, sich an düsteren Nachmittagen ins Bett zu legen und die Abhandlungen Dr. Sigmund Freuds und seiner Kollegen zu lesen.

Aaron Südfeld, mit seiner sanften, liebenswürdigen Ehefrau an den sonntäglichen Mittagstisch eingeladen, steuerte den Rest bei. „Und noch etwas, Juan, wir zahlen keine Spitzenlöhne, aber gewähren dem Personal handfeste soziale Vorteile. Dadurch haben die Gewerkschaften in unseren Betrieben kaum noch Einfluss. Aus Höflichkeit sprechen wir natürlich trotzdem mit ihnen, wenn es geht bei einem guten Essen, aber dabei schaut für keine Seite etwas Substantielles heraus.“

Schnee von gestern? Juan Z., Unternehmer in der vierten Generation, lehnte sich zurück und entschied, die Fabrikation des neuen Sensors einzuführen. Dann schritt er zu einer lästigen Pflichtübung, doch erleichtert von der schwe-

ren Entscheidung fühlte er sich ungewohnt gut gelaunt und freute sich sogar darauf, ohne zu wissen, weshalb.

In dem vom Geschirrageklapper geschützten Gästeraum des Firmenrestaurants erwartete ihn die jährliche Zusammenkunft mit einer gewerkschaftlichen Delegation, angeführt vom roten Pietro Grigio, einem Senator der Lombardei, einst ein rothaariger Betriebselektriker, nun ein ergrauter Arbeiterführer, aber aufsässig wie je. Er traf mit zwei Juristen ein, zarten und blassen jungen Menschen, die um ihn herum eiferten und ihm den Stuhl zurecht rückten, als er umständlich und mit leisem Stöhnen Platz nahm.

Juan betrachtete Grigios graues, zerfurchtes Antlitz und dachte an sein eigenes, neununddreissigjähriges, noch fast glattes Gesicht, vom Leben noch nicht gezeichnet, obschon auch er sich wacker abmühte. Grigio setzte eine halbe Brille auf, zückte ein Blatt Papier aus seinem Jackett und entfaltete es. Das Blatt flatterte in seiner Hand, während er den Text las.

„Dottore“, begann er und blickte Juan über die halben Gläser streng an, „ich könnte Ihr Vater sein, also nehmen Sie sich bitte zu Herzen, was ich sage. Wir stellen fest, dass Ihre Konzernleitung beim Personal jede Glaubwürdigkeit verspielt hat. Anstelle von längst notwendigen Lohnanpassungen stecken Sie das Geld der Firma in abenteuerliche Entwicklungen, die aus gesellschaftlicher Sicht höchst fragwürdig sind. Zudem wird uns von zuverlässigen Zeugen berichtet, Sie hätten im Mailänder Werk Instrumente für Ihre persönliche Liebhaberei, die Vulkanologie, konstruieren lassen. Darüber verlangen wir genaue Auskunft, denn damit lässt sich kein Gewinn erzielen.“

Juan beschloss, ruhig zu bleiben. Er wusste – und Grigio wusste es auch –, dass das Personal im Mailänder Werk sich nicht um diese Vorwürfe scherte. Als Geste, dass er

Grigio nichts übel nahm, füllte er ihre Gläser mit lieblichem Soave-Wein und antwortete gelassen das Übliche. Keiner von ihnen nahm diese Debatte wirklich ernst, aber beide mussten sie ihren vorgeschriebenen Rollen gerecht werden.

Und seine wissenschaftlichen Instrumente? Er hätte dem Senator am liebsten erwidert, er folge der Tradition jener steinreichen Philanthropen, die weit genug von den Menschen entfernt lebten, um diese uneingeschränkt lieben zu können, doch wozu den alten Mann verärgern. Also rief er dem skeptisch dreinblickenden Gewerkschafter mit gespielter Entrüstung zu: „Herr Senator, ich bemühe mich immerhin, den von Vulkanausbrüchen bedrohten Menschen zu helfen, und Sie werfen mir mangelnden Geschäftssinn vor. Natürlich könnten wir versuchen, die Vulkanformel, falls sie sich bewahrheitet, als exklusive Information zu vermarkten, keine Frage, aber das werden wir nicht tun, unsere Ergebnisse gehören der Wissenschaft und somit der Menschheit.“

Grigio runzelte seine ohnehin gefurchte Stirn, schüttelte seinen grossen, grauen Kopf, blickte bedeutungsvoll seine Juristen an und sagte: „Wie wollen Sie denn den bedrohten Menschen helfen? Den Ausbruch können Sie nicht verhindern.“

„Das ist uns auch klar. Aber immerhin können durch rechtzeitige Warnungen Todesfälle vermieden und mögliche Massnahmen, welche die Folgen mildern, ergriffen werden.“

„Also gut, ich nehme Ihre Rechtfertigung entgegen und werde sie meinem Vorstand unterbreiten.“

Der Chefkoch des Firmenrestaurants galt zu Recht als sehr begabt, nur war er ein vom Zusammenbruch im Osten enttäuschter Kommunist und daher seit einiger Zeit nicht mehr auf der Höhe seines Könnens. Heute gab er

allerdings sein Bestes, und beim Abschied schwang ein versöhnlicher Ton mit. Der rote Senator hatte für Juan ein väterliches Lächeln übrig. Juan lächelte nicht zurück, aus Angst, der Alte werde jetzt sogleich sentimental – plötzlich sassen sie alle als Brüder im selben Boot, mindestens so lange, bis sie das gemeinsame Essen verdaut hatten. Dabei tat ihm Grigio leid. Als dieser dem Konzern vor Jahren ernsthafte Schwierigkeiten machte, liess Juan Nachforschungen über ihn anstellen und erfuhr, dass das Leben Grigio bereits genügend bestraft hatte, mit einem drogensüchtigen Sohn, einer streitsüchtigen Frau und einem Hüftleiden.

Was der Senator beim Händeschütteln noch mit erhobenem Mahnfinger erwähnte, ging Juan sogleich aus dem Sinn. In Gedanken war er bereits bei der Expedition.

5

Abendkühle breitete sich aus, die Sonnenstrahlen zogen sich hinter den Krater zurück, strömten dem tyrrhenischen Meer zu und hinterliessen grobkörnige Schattenflächen aus Lavabrocken. Die Vulkanologen lagerten um den Gaskocher und tranken roten sizilianischen Landwein. Claudio Dorata zelebrierte ihnen vor, wie man einen Risotto ai funghi kocht. Er lebte für die Vulkanologie, also allein, und als Feinschmecker verstand er zu kochen. Die Pilze hatte er auf dem Markt von Catania eingekauft, unter lautem Feilschen und ausgiebigem Betasten der Ware, während die Schar der Vulkanologen ihm amüsiert zuschaute.

Juan fand den billigen Landwein zu robust für eine so vorzügliche Speise. Seine Vulkanologen blickten sich vielsagend an. Da er unter ihnen die Kenner vermisste, hatte er allen zu Weihnachten einen luxuriösen Bildband über Weine geschenkt. Vergeblich, sie hielten wenig von Trinkkultur, er nahm sich vor, so etwas nie mehr zu tun. Aber vermutlich würde er es doch wieder tun, denn wie Aaron manchmal bemerkte, war das Leben ein einziges Streben, bei dem der Mensch seine eingefleischten Irrtümer immer von neuem auf die Probe stellte.

Der Abendwind trieb ihnen Schwefelduft zu, in wenigen Tagen würde die gesamte Ausrüstung danach riechen. Und später, wenn sie in einer Lagerhalle alles auspackten und bis zur nächsten Expedition – falls es denn eine geben würde – ausser Betrieb nahmen, würde sich der Schwefelduft wieder bemerkbar machen und ihnen vollkommen fremd und unbegründet vorkommen.

Susan Lee sass neben Juan. Verstohlen musterte er ihre trotz Thermoanzug delikate Figur, die feine, gleichmässig

hellbraune Haut ihres Gesichts, ihr kurz geschnittenes, schwarzes, glattes Haar. Sie stammte aus Neuseeland, und da sie dort prachtvolle aktive Vulkane mit exotischen Namen besaßen – Ruapehu, Ngauruhoe, Tongariso –, bildeten sie an der Universität von Wellington vortreffliche Vulkanologen aus.

„Dieser Kocher ist ja impotent“, rief Claudio und klopfte ungeduldig mit dem Kochlöffel auf den Rand des eisernen Topfs, „findet mir lieber einen Lavastrom, dann geht es schneller und ich kann Gas sparen.“

„Nur nicht sparen“, widersprach Garond, „je teurer die Expedition, um so mehr kann Juan von den Steuern abziehen.“

„Wir brauchen weder Kocher noch Lava, es genügen Don Juans feurige Blicke, mit denen er mich eindeckt“, warf Susan mit ihrer weichen Altstimme dazwischen und lachte in die Runde.

Alle grinnten, und Juan fehlten die Worte, nicht aus Verliebtheit, die hatte seinen Verstand noch nie getrübt, schon gar nicht aus Verlegenheit, wozu denn, sondern aus unschuldiger Verblüffung. Am Nachmittag, als sie sich mit den Instrumenten beschäftigten und er sich eifrig bemühte, der Spezialistin für Geomagnetismus mit dienlichen Handgriffen zu assistieren, hatte sie seine Komplimente zu ihrem Aussehen noch kühl abgefertigt. Wenigstens hatte sie seine Anerkennung für ihr Fachwissen akzeptiert, nachdem sie gemerkt hatte, dass er, selbst Spezialist, dieses beurteilen konnte.

Zwei Stunden danach im Zelt, die Vorderwand hatte er offen gelassen. Im Osten stieg der Vollmond auf und tauchte die nächtliche Berglandschaft in weiches Licht. Der Mond galt gemäss Claudio in diesen mediterranen Breiten als

Göttin. Vor ihr fühlte sich Juan als Sterblicher, der als Folge frühkindlicher Schädigung auf unsterblichen Ruhm hinarbeitete – behauptete seine Ärztin, die es ja wissen musste. Die Göttin zeigte sich ihm anfänglich als rötliches, glattes Mädchengesicht und reifte auf ihrer Wanderung zur silbernen Schönheit heran, mit einer zart genarbtten Oberfläche aus Kratern, die nicht vulkanisch entstanden waren.

Sollte er jetzt zu Susans Zelt schleichen? Da näherte sie sich schon, schlüpfte in seinen Schlafsack und überfiel ihn wortlos mit heissen Küssen. Ihr Göttinnenkörper schmeckte salzig-herb, duftete frisch, seine Hände ertasteten geschmeidige Haut. Unter ihren zart zugreifenden Fingern und ihrem weichen Mund verlor Juan zuerst die Distanz zu allen Dingen und verschmolz mit dem Chaos, dann wurde er vollständig entrückt.

Später lag er da, die junge Frau schlafend in seine Arme gekuschelt, und betrachtete den Mond. Die Welt besass wieder ihre bewährte Ordnung, er konnte mit einem Mal nicht mehr glauben, dass sich im Vulkan unter seinem Rücken etwas Ungutes zusammenbraute.

Nicht sanfte Frauenhände kitzelten ihn wach – Susan liess nur einen Hauch von Lancôme zurück –, sondern die Strahlenfinger der Sonne. Sein erster Blick galt der Armbanduhr, einer Luxusausgabe für Fürsten und Präsidenten, die weltweit nur in hundert Exemplaren existierte. Eines hatte seine Ärztin erobert und ihm verehrt, da sie wusste, wie sehr er in alles Praktische vernarrt war. Zwar hatte sie ihre Verlobung mit ihm aufgelöst, ging aber immer noch mit ihm aus und kümmerte sich liebevoll um seine körperliche und wohl auch seelische Gesundheit. Dieses präzise Chronometer zeigte zweimal sechs, einmal für Sizilien und einmal für die Schweiz.

Als letztes hatte der Helikopter eine Duscheinrichtung gebracht, eine Sonderanfertigung, ebenfalls aus dem Mailänder Werk, sauber konstruiert und schnell montiert, ein Metallgerüst für die Zeltbahnen, daran befestigt Sprühkopf, Pumpe und Wassertank. Dieser fasste fünfhundert Liter und wurde täglich aufgefüllt. Der Sprühregen traf Juan mit atemberaubender Kälte. Die Konstrukteure hatten einen Gasboiler vorgesehen, aber so etwas lehnten die Wissenschaftler ab. Schon Duschwasser hielten sie für Luxus, aber Juan hatte entschieden, seine sich im Feld abrackernden Gelehrten sollten sich wenigstens zivilisiert reinigen können. Hätten sie ein anderes Fach studiert, genössen sie ein schwatzhaftes, leichtes Dasein in angenehm klimatisierten, stilvoll eingerichteten Suiten zu einem ungleich höheren Salär.

Claudio blickte ihn scharf an, wagte aber nicht zu fragen, wie Juan die Nacht verbracht habe. Der Rand des Hauptkraters ragte dreihundert Meter über dem Lager auf. Sie stiegen durch das sulzige Schneefeld empor, bis sie am Kraterstand standen, Winzlinge in der weiten, schwarzweissen Landschaft. Im Krater lag noch Dunkelheit gefangen, vermischt mit diffusem Dampf. Juan schloss die Augen und sah das geschmolzene Gestein aus der Tiefe des Berges unaufhaltsam zur Oberfläche drängen, blind entschlossen, aus seinem Verlies auszubrechen – wie die Stimme aus der Tiefe seiner Seele, die immer wieder herauftrieb und ihn bedrängte. Dagegen konnte er nichts tun, doch das flüssige Gestein bewachten sie mit hochempfindlichen Sensoren und verstärkender Elektronik, registrierten sein Emportreiben als örtliche Störung im Magnetfeld und in der Schwerkraft, im gesteigerten Wärmefluss an der Erdoberfläche, im verringerten elektrischen Widerstand des Gesteins, in Erschütterungen des Bodens und dem Entweichen besonderer Gase.

Juan blickte zu Boden und sah seine Füße. Die Welt wurde nicht zuletzt durch die Füße wahrgenommen, hatte er irgendwo gelesen. Wenn die Augen sich täuschten, die Ohren eingebildete Geräusche vernahmen, die Nase verstopft war, gaben die Füße immerhin bekannt, ob sie im Schlamm oder auf Stein, im Wüstensand oder auf weichem Ackerboden standen, und sie bestimmten den Standpunkt. Nun vermittelten sie Juan das Gefühl, dass er auf solidem Fels stand. Aber auch sie spürten nur die Oberfläche. In Wahrheit trennte ihn nur eine brüchige Schale von der glühenden Wut, die auf ihn eine seltsame Anziehung ausübte. Nur Vulkane und Frauen vermochten seine Leidenschaften zu wecken, sonst nichts, von Vulkanen und von Frauen war er besessen.

Er öffnete die Augen. Die Sonnenstrahlen verfangen sich im Dunst und schufen eine heitere, ruhige Stimmung. Der Blick auf das ionische Meer hinunter schien nirgends zu enden, und so etwas wie Friede zog in sein Herz.

„Ich wünschte mir, hier bleiben zu können.“

Claudio lachte. „Du kannst beruhigt abreisen, wir werden dich auf dem Laufenden halten. Alles ist organisiert, ich gebe dem Nachschubhelikopter täglich ein Messprotokoll mit, ein Spediteur am Flughafen von Catania, der oft für dein Mailänder Werk unterwegs ist, hat sich für einige Kisten Bier bereit erklärt, die Berichte unverzüglich an deinen Schweizer Hauptsitz zu übermitteln, und von da aus werden sie dir nachgesandt, wo immer du dich aufhältst.“

Um acht näherte sich ratternd ein schwärzliches, metallenes Insekt. Der Helikopter landete, um Juan gegen Antonio auszutauschen. Antonio besass im Dorf Nicolosi ein kleines, als Geheimtipp gehandeltes Restaurant. Weil in diesen Tagen die Touristen nicht dorthin gelangten, hatte er sich für die Expedition als Koch anheuern lassen. Er hüpf-

te aus der Maschine, schüttelte ringsum Hände, tätschelte mit seiner fetten Pfote Claudios Wange und wollte Juan in die Rippen boxen, aber dessen Reflexe waren völlig in Ordnung, noch hatte nichts ihn grundlegend erschüttert, er wich aus und fing den runden, kleinen Mann auf, bevor der hinfiel. Antonio lächelte, seine Augen wurden zu Schlitzen, er sagte leise, „Grazie, Dottore“ und lud seine Küchenausrüstung aus.

Susan lächelte kühl und liess sich überhaupt nichts anmerken, sondern schüttelte ihm zum Abschied förmlich die Hand. Beim Abheben winkte er den zu Liliputanern schrumpfenden Forschern zu und bereute zum letzten Mal, dass er nicht bleiben konnte. Der Helikopter stieg und stieg, und zum Schluss zerrissen die Fäden, die Juan an diesem Boden hielten. Er lehnte sich zurück und blickte in die nächste Zukunft, und die verhieß schwierige Verhandlungen in Japan und eine feierliche Vertragsunterzeichnung in Kalifornien. Ausserdem plante er, einige seiner Geliebten zu besuchen.

Juan befand sich stets in Eile, verrichtete alle seine Angelegenheiten kurz und intensiv, weigerte sich indes zu glauben, dass er sich einen Herzinfarkt einhandelte. Ganz sicher fühlte er sich allerdings nicht. Als er auf den Rückflug nach Zürich wartete, spürte er wieder einmal, wie sein Herz leer schlug. Er bekämpfte die aufsteigende Unruhe, indem er – auf Rat seiner Ärztin – sogleich das Gespräch mit seinem Körper aufnahm. Er entschuldigte sich zerknirscht für die Strapaze der Expedition. Dann horchte er ihn aus, kündigte ihm bevorstehende Plagen an und versprach ihm wie schon oft, ihn nicht vollends dem rücksichtslos agierenden Willen preiszugeben.

Die Ärztin hatte erklärt, er sei ein Kopfmensch und als

solcher geneigt, den Körper auszubeuten. Seither respektierte er seinen Körper als Partner, der bei sexuellen und weiteren leiblichen Genüssen die Führung übernahm, als ihr Vehikel funktionierte und sie vegetativ steuerte. Dem Kopf oblag, neben der logischen Verarbeitung aller Eindrücke, die planende Gestaltung in Erotik, Vulkanologie und bei der Leitung des Zinniker-Konzerns. Eine erstklassige Partnerschaft, jeder trug bei, was er konnte, beide profitierten, es ging ihnen, abgesehen von gelegentlichen Störungen, gut.

So gut, wie es jemandem gehen konnte, dem die Unbeschwertheit fehlte. Auch Juan musste sich die Frage gefallen lassen, was macht Zinniker mit den bösen Geistern, die ihn morgens um vier aus dem Schlaf reissen, ihm Rätsel aufgeben, die niemand lösen kann, so dass er sich eine Stunde im Bett wälzt und stöhnt und seine Existenz verwünscht? Er hatte die richtige Antwort längst erkannt: Nichts, sie gehören zu den Schattenseiten, sprechen wir nicht darüber.

Auf dem Flug von Catania nach Zürich erregte er die Aufmerksamkeit einer hübschen rothaarigen Mitreisenden, die sich bei ihm über das Rauchverbot auf Flügen beklagte. Als er ihr zustimmte, entfaltete sich ihr Gesicht zu einem bezaubernden Lächeln. Er schloss trotzdem die Augen und versuchte, sich der Erinnerung an die Nacht hinzugeben, doch diese verblasste allzu schnell, er befand sich bereits in einer neuen Welt. Er richtete sich wieder auf und nahm wahr, wie die Rothaarige ihr wunderbares Lächeln einem kraushaarigen, eleganten jungen Mann mit Narbengesicht schenkte. Juan bemerkte, dass ihn der Typ aufdringlich beargwöhnte und dachte, er weiss nicht, dass ich in der Armee eine gründliche Nahkampfausbildung genossen habe. Danach schlummerte er dennoch ein.

6

Jäckli, Firmenchauffeur und ehemaliger Mittelstürmer des Zinniker-Fussballteams, erwartete Juan an seinen Rover gelehnt. Der Wagen glänzte schwarz und unnahbar, ein Kunstwerk, nicht zum profanen Gebrauch bestimmt. Wenn Jäckli den Namen aussprach, klang es wie „*Lover*“. Juan liess ihm bei der Wahl der Autos freie Hand, und da Jäckli eine Zeitlang in England gelebt hatte, wählte er stets englische Marken. Juan fiel sogleich auf, dass Jäckli seine Leibesfülle in einen Anzug aus gutem englischem Tuch kleidete. Bislang hatte er eine Uniform getragen.

„Willkommen daheim, Herr Präsident“, sprach Jäckli, langsam und jede Silbe gleich betonend, in seiner gewohnten, für alle anderen ungewohnten Art, womöglich hatte der Fussballsport seinem Kopf geschadet.

„Was ist mit Ihrer Uniform?“ fragte Juan und erntete einen empörten Blick. Jäckli schwieg störrisch und drückte Juan heftig die Postmappe in die Hand, der sie gelangweilt durchblätterte, während der Rover in Richtung Inner-schweiz rollte.

Dabei fiel ihm wieder ein, dass Sibylle Siegfried, die Sekretärin der Konzernleitung, ihn neulich gebeten hatte, unbedingt Jäcklis Uniform abzuschaffen, so etwas passe einfach nicht mehr zum Erscheinungsbild eines modernen Grosskonzerns. Juan hatte eingewandt, Jäckli sei ein Mensch, der eine Uniform brauche. Sie hatte sich auf ein bekanntes Wirtschaftsmagazin berufen. Derartige Magazine waren Juan vollkommen egal, aber er hatte Sibylle den Wunsch nicht abschlagen wollen.

Sonst pflegte ihm Jäckli unterwegs die neuesten Fussballresultate mitzuteilen. Heute weigerte er sich, zu spre-

chen und warf Juan durch den Rückspiegel wunde Blicke zu.

„Was ist los?“ fragte Juan.

„Es ist die Uniform. Ich erhalte zwar Kleidergeld, aber das ist nicht der Punkt. Ich frage Sie, Herr Präsident, warum werfen wir die Traditionen, die wir während Jahrzehnten gepflegt haben, einfach auf den Mist?“

„Nichts gegen Traditionen, mein Lieber, aber was früher hundert Jahre dauerte, ist heute zehn Jahre wert, denn die Zeiten verändern sich immer schneller. Und nach hundert Jahren, nicht wahr, durfte man auch früher etwas ändern.“

Jäckli nickte lahm, Juan sah, er hatte ihn nicht überzeugt.

Kurz vor zwei passierten sie die Firmeneinfahrt. Schmid, der respektable Portier, winkte aus seiner Loge herüber und öffnete per Knopfdruck die Schranke. Er besass eine mannbare und erst noch hübsche Tochter, die, Irrtum vorbehalten, Biologie studierte. Juan hatte bei einem sommerlichen Firmenfest versucht, sie zu verführen. Doch Papa Schmid war ein standfester Sozialdemokrat, der seiner Tochter einige Grundsätze eingetrichtert hatte, sodass diese Juan zurückwies, immerhin mit einem Lächeln. Als er dennoch nicht von ihr abliess, sagte sie ihm brutal, eine Affäre mit einem Kapitalisten komme für sie nicht in Frage; immerhin, wenn er ihr einen Heiratsantrag mache, werde sie sich ernsthaft überlegen, ob sie die – wie sie es nannte – Zinniker-Dynastie mit einem Schuss proletarischen Blutes auffrischen solle.

Dynastie: Ein seltsam vergangen klingendes Wort. Sie würde möglicherweise mit Juan aussterben, wenn er nichts dagegen unternahm. Bedrängt von den Umständen hatte er sich noch ein Jahr Zeit gegeben, noch ein Jahr Freiheit. In der Geschichtsschreibung seines Konzerns behaupteten

sie, nichts anderes als der Blick in die Zukunft habe die Zinnikers gross werden lassen. Nicht in persönlichen Angelegenheiten, dachte Juan, der sich weigerte, sein Privatleben länger als zwei Wochen vor auszuplanen.

Jäckli parkte vor dem Büroturm, dem Wahrzeichen des Werkgeländes. Juan trat ins Gebäude und begegnete den bronzenen Plaketten mit den strengen Profilen seines Urgrossvaters, Grossvaters und Vaters. Das Foyer dominierte ein Wandgemälde, ein nächtlicher Vulkanausbruch, feurigbunt und meisterhaft dargestellt wie die mittelalterliche Hölle. Er hatte einem regionalen Künstler den Auftrag dazu erteilt, die Zinnikers neigten der Kunst zu, seit Juans Urgrossvater Frédéric sich in seiner Jugend einige erfolglose Jahre als Kunstmaler durchgeschlagen hatte – er schuf düstere Landschaften, die keinen Anklang fanden. Und als Juans Grossvater August zum Schluss gelangte, er müsse etwas gegen seinen beängstigend zunehmenden Reichtum tun, gedachte er seines Erzeugers und rief die Frédéric-Zinniker-Stiftung ins Leben.

Der Schnelllift katapultierte Juan in die Direktionsetage. Am Flughafen hatte er einen Strauss prachtvoller Feuerlilien gekauft, garniert mit langen, dunkelgrünen Gräsern. Er trat ins Sekretariat und überreichte Sibylle Siegfried feierlich die Blumen. Warum tat er dies? Eigentlich verband er damit eine Absicht, die, wie er wusste, hoffnungslos war, und deshalb versuchte er auszudrücken, dass keinerlei Absicht in der Luft lag, sondern er es als selbstverständlich betrachtete, Sibylle seine Wertschätzung zu zeigen.

Sie lächelte liebenswürdig und stellte den fülligen Strauss in eine Kristallvase, ein Geschenk Juans aus Stockholm. Es entstand eine Pause, Juan kam sie lange vor, aber vermutlich verstrichen nur wenige Sekunden, bis Sibyl-

le sachlich bemerkte: „Die Herren sind bereits versammelt.“

Sie reichte ihm seine Akten, ergriff ihren Stenoblock und schritt ins Sitzungszimmer. Er bewunderte an ihr die entschiedene Art, und als er hinter ihr herlief, den schwungvollen Gang und die wohlgeformte Figur. Es lag nicht an ihm, dass sie keine Affäre hatten. Sie hatte seine Annäherung zurückgewiesen.

Weisses Sonnenlicht durchflutete den Attikaraum. Vor den Fenstern glitzerten die steinernen Gipfel der zentral-schweizerischen Alpen, und auch an der Stirnwand aus dunkler Eichentäfelung stand ein steinernes Werk der Natur, ein bizarres Stück basaltischer Lava, erstarrt in der Form von verschlungenen Stricken. Juan hatte es auf einem der hawaiianischen Vulkane entdeckt, beim Alae-Lavasee, zehn Kilometer östlich des Kilauea-Kraters.

Die Konzernleitung sass vollzählig um den grossen Tisch. Juan gegenüber thronte Generaldirektor Stieber, ein eleganter Pykniker, durchwegs birnenförmig, der Kopf gross und birnenförmig, der gut genährte Rumpf ebenfalls, selbst sein alter, ansehnlicher Hodensack, der ein riesiges Gemächt garnierte.

Was Stieber sonst hinter massgeschneiderter Kleidung verbarg, hatte Juan beim einzigen Mal entdeckt, als Stieber die Distanz zwischen ihnen aufgehoben hatte. Das war in Helsinki in einer Sauna gewesen, in der sie sich von Verhandlungen erholten. Sie hatten dem finnischen Staat für eine Erdgasleitung einige hundert Kilometer Eisenrohre aus den spanischen Werken verkauft. Der Generaldirektor hatte Juan angewiesen, zu allem zu schweigen und nur zu beobachten. Juan staunte über Stiebers Wandlung, als dieser plötzlich Nonchalance ausstrahlte, Alkohol und gutes Essen für das Wichtigste hielt und sich wehrlos von den Fin-

nen den Preis herunter handeln liess. Am Ende waren die Finnen überzeugt, sie hätten Stieber eingesackt. Juan beschlich ein unsicheres Gefühl. Bei der Unterzeichnung blitzte Stiebers gerissenes Kaufmannslächeln auf, was sonst niemand bemerkte, da schon Feststimmung herrschte, und Stieber raunte ihm zu: „So teuer werden wir nie wieder Rohre verkaufen.“

Links von Stieber sass mit blaubärtiger, übertriebener Kinnlade und schwarz behaarten Handrücken der technische Direktor Alvaro Rossi, der nur sprach, wenn dazu aufgefordert, und rechts Finanzchef Gessner, gross, sportlich, in dezente Farben gekleidet. Ein schöner Mann, schwärmten die Frauen, die in der Konzernleitung arbeiteten, in seltener Einmütigkeit. Etwas abseits hatte sich Dr. Volker Schlöss platziert, ein Physiker mit treuherzigem Forschergesicht, und er sass da, weil sie ihn zusammen mit seiner deutschen Firma eingekauft hatten. Mit Dr. Aaron Südfeld, dem juristischen Berater der Konzernleitung, Juans väterlichem Freund und Mentor, schloss sich der Kreis. Aaron sprang auf, nahm Juans Hand in seine Hände, schüttelte sie lange und wollte wissen, ob die Ätna-Expedition auf gutem Weg sei.

Wenn er sich mit der Konzernleitung an den Tisch setzte, musste Juan zuerst ein Gefühl der Unwirklichkeit nieder kämpfen. Es hing damit zusammen, dass sie ihn, mit neununddreissig eindeutig der Jüngste, als Vorsitzenden wirken liessen. In mutlosen und düsteren Augenblicken seiner ersten Jahre als Präsident hätte er sich gewünscht, Stieber oder Aaron Südfeld übernehmen den Vorsitz. Er glaubte damals zu spüren, wie die Last allmählich seinen Rücken krümmte und ihm zunehmend die Kehle zuschnürte, und litt unter Gesichtszuckungen. Als er versuchte, seine Jugend auszuspielen, lachten die beiden herzlich. „Die Jungen an die Spitze“, erklärten sie lebhaft, sie hätten ganz

bestimmt keine Zeit, um Sitzungen zu leiten. Schliesslich gingen sie so weit, ihm die nötige Reife zu bescheinigen.

Nur Dr. Schlöss gab letzthin durch Sibylle Siegfried zu verstehen, falls Juan sich vermehrt den Vulkanen widmen möchte – von Frauen sagte er nichts –, fühle er sich den Pflichten eines Vorsitzenden fraglos gewachsen. Doch inzwischen hatte Juan gelernt, mit dieser Belastung umzugehen.

Der Konzern hatte beschlossen, seine Produktion in einem neuen Land zu etablieren und ein Werk in Portugal zu errichten. Nun musste der Verwaltungsrat die Finanzierung der ersten Etappe bewilligen. Finanzchef Gessner legte perfekte Graphiken vor, bunt und schön wie der Mann selbst, die launischen Kreateure der Werbeabteilung hatten sie hergestellt und wieder einmal ihr Herzblut für einen Auftrag der Direktion vergossen.

„Ausgezeichnet“, scherzte Juan, „bei diesen Bildchen wird es einigen ewig skeptischen Grauköpfen im Verwaltungsrat leichter fallen, unserem Antrag zuzustimmen.“ Er erntete ein beifälliges Lachen von Schlöss, während die andern unbeteiligt dreinblickten, wie immer, wenn er ihnen mit einer unbedarften Bemerkung auf die Nerven ging.

Juan wollte die Sitzung beenden, doch Dr. Schlöss rief: „Augenblick, ich darf meinen Joker ins Spiel werfen.“ Er zupfte an seiner Krawatte und strich sich die Haare zurück. „Sie dürfen nicht denken, dass ich hier deutsche Interessen vertrete, sondern rein aus Kostengründen schlage ich Ihnen vor, die neue Firma nicht in Portugal, sondern in Ostdeutschland aufzubauen.“

Schlöss kam mit seinen Vorschlägen immer zu spät, aber als Wissenschaftler gestanden sie ihm zu, stets alle Prämissen erneut in Frage stellen zu dürfen.

„Dafür laufen die Verhandlungen in Lissabon zu gut

geölt“, meinte Stieber, „aber für die Zukunft kein schlechter Gedanke.“ Juan dachte, mag sein, doch müsst ihr mich erst davon überzeugen. Der Zinniker-Konzern fühlte sich in südlichen Gegenden schon immer wohl.

Sibylle Siegfried, Gessner, Rossi und Schlöss zogen sich auf ein Signal Stiebers hin zurück. Jetzt nehmen sie mich wieder einmal ins Gebet, dachte Juan und seufzte.